

Gespräch mit Adrien Finck

– *Sie sind ein Kind des Sundgaus, wie Professor Georges Zink oder die Dichterin Lina Ritter, die ein Jugenddrama über den Landvogt Peter von Hagenbach geschrieben hat. Sie beziehen sich ebenfalls auf zwei andere Figuren aus dem Sundgau: die Dichter Charles Zumstein, den Ihr Vater gekannt hat, und Nathan Katz, dem Sie bestimmt selbst noch begegnet sind. Könnten Sie auf Ihre Familienherkunft und den Rahmen Ihrer Kindheit zurückkommen und dabei das Spezifische des HOMO SUNDGOVIUS charakterisieren?*

– Ja, ich komme aus dem Sundgau, ich wurde in einer alteingesessenen Bauernfamilie geboren, und mein Geburtsort, Hagenbach, bildete den Rahmen einer ländlichen Kindheit in jenen Jahren, die zum 2. Weltkrieg führten. Ich bleibe durch diese Herkunft geprägt, sie ist in meinem Werk gegenwärtig. Der Sundgau ist ein alemannisches Land. Aber ich möchte gleich eingangs deutlich hervorheben, dass die „Identität“ für mich im Wesentlichen *kulturell* ist. Gibt es einen *Homo sundgovius*? Wenn ja, dann ist er an Geschichte und Sprache gebunden. Die Geschichte dieser Region ist komplex, und was die Sprache anbelangt, muss man zwischen zwei Varianten der alemannischen Mundart unterscheiden: dem Oberalemannischen im Süden der sogenannten „Sundgauschanke“ (es ist die Sprache von Lina Ritter, Zumstein und Katz), und nördlich davon dem Niederalemannischen, zu dem meine eigene Mundart gehört (wie auch diejenige von Georges Zink, der aus demselben Dorf stammt).

– *Sie stammen aus einer frankophilen Familie, die durch die Nazibehörde während der Annexion streng überwacht wurde. Sie waren damals 10–14 Jahre alt. Wie haben Sie diese Periode erlebt?*

– Meine Familie ist zutiefst elsässisch, was Herkunft und Sprache betrifft. Ich habe ihre „Frankophilie“ in meinem Essay *La Stratégie du lierre*, in der Erzählung *Der Sprachlose*, im Gedicht *Exercice de mémoire* dargestellt. Ich darf auf diese Texte hinweisen zur näheren Kennzeichnung einer Situation, die wohl für das Elsass weitgehend charakteristisch ist. Meine Familie hat unter der Naziherrschaft – und unter den elsässischen Nazis – schwer gelitten. Sie musste die Tragödie der Zwangseinziehung in die Wehrmacht erleben: mein älterer Bruder, der den Bauernhof hätte weiterführen sollen, kam nicht mehr aus Russland zurück. Ich wurde als Sohn einer als „deutschfeindlich“ bezeichneten Familie nach der Volksschule für „studienunwürdig“ erklärt und hütete die Kühe in Erwartung der Befreier.

– *Trotz Ihres Schwurs im November 1944 „ke Wort meh Ditsch“ haben Sie später an der Straßburger Universität deutsche Sprache und Literatur studiert. Wie kam es zu diesem Umschwung?*

– Ich habe mehrmals jene stark symbolische Szene erwähnt, den Schwur, den ich als Vierzehnjähriger bei der Befreiung getan hatte: „*ke Wort meh Ditsch!*“ Ich habe in der Nachkriegszeit als Jugendlicher die große Verdrängung des Deutschen im Elsass erlebt als traumatische Folge des Naziterrors. Nach und nach wurde mir bewusst, dass ich – wenn ich das Deutsche ablehnte – meine eigene Sprache verwarf, und dass ich unbedingt, um leben und schreiben zu können (ich wollte schon früh Dichter werden), die deutsche Sprache beherrschen musste in ihrer doppelten Dimension: *Elsasserditsch* und *Hochdeutsch*. Meine Liebe zur deutschen Dichtung und zum deutschen Lied, die so stark jene Jahre des geistigen Heranwachsens prägte,

spielte dabei bestimmt eine entscheidende Rolle. Ich bin Germanist geworden, Professor für deutsche Literatur an der Straßburger Universität. Nach dem anfänglichen Erleben mag dies paradox erscheinen, aber es ist bedeutungsvoll, deshalb darf ich es hervorheben.

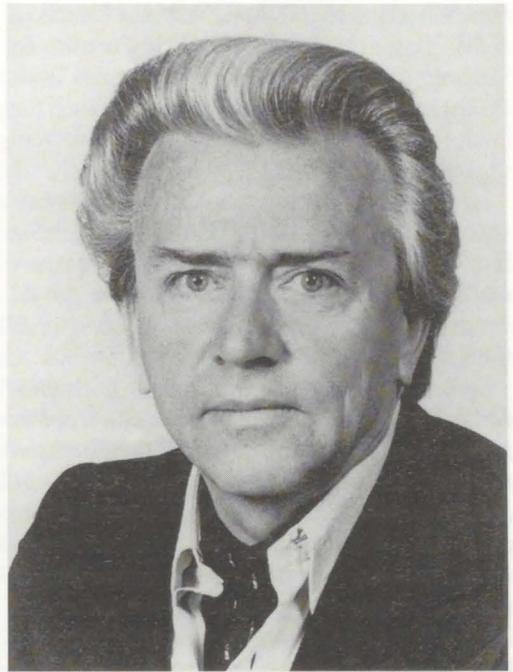
– *Dieses Paradox-Elsässische wird eben in Ihrer Erzählung Der Sprachlose (1986 bei Morstadt in Kehl erschienen mit satirischen Zeichnungen von Tomi Ungerer) heraufbeschworen. Was hat Sie zu dieser Veröffentlichung geführt?*

– Die Erzählung reduziert sich nicht auf die autobiographische Dimension, es ging mir um die literarische Erfassung eines elsässischen Erlebens, und zwar in deutscher Sprache. *Der Sprachlose* ist, wenn ich das so spontan sagen darf, mein *Werther!* Es ist die Geschichte eines jungen Dichters, der sterben muss, weil er keine Sprache hat. So wird das elsässische Sprachproblem bis ins Tragische gesteigert. Mein persönlicher Weg führt vom „Sprachlosen“ zur „Triphonie“: Französisch, Mundart und Hochdeutsch (als der Mundart historisch und linguistisch entsprechende Standardsprache). Das ist der elsässische Weg, den ich versuche, in Wort und Schrift zu fördern.

– *Weder der bekannte Frère Médard, der charismatische Leiter des Straßburger „Foyer de l'étudiant catholique“, wo Sie als Student von 1950 bis 1955 wohnten, noch der berühmte Germain Muller mit seinem Kabarett Barabli hatten damals bei Ihnen eine elsässische Bewusstwerdung hervorgerufen. Ihr Pariser „Exil“ war es, das den Weg nach Damaskus eingeleitet hat, ihre Bekehrung zum „Elsässertum“. Können Sie das erklären?*

– Ja, dieses „Elsässertum“ hat mich sozusagen in der Sorbonne eingeholt, und das hatte die Education Nationale, die mich nach Paris geschickt hatte (zur Vervollkommnung des Französischen!), nicht vorgesehen! Wie lässt sich das erklären? Eben in „fremder“ Umwelt bricht das „Eigene“ hervor. Ich füge eine Anekdote hinzu. Der Pariser Dichterverleger Pierre Seghers, dem ich damals meine französischen Gedichte zugeschickt hatte, bemerkte dazu, und zwar treffend: „On dirait des traductions“ / „Man meint, es seien Übersetzungen“. Das hat meine Bewusstwerdung vorangetrieben.

– *Sie berichten in Ihrem autobiographischen Essay La stratégie du lierre, dass Sie*



Adrien FINCK, professeur émérite de l'Université de Strasbourg, chercheur, écrivain poète, conférencier et successeur du professeur Auguste WACKENHEIM comme directeur de la Revue Alsacienne de Littérature

damals auch das Buch Psychanalyse de l'Alsace von Frédéric Hoffet gekauft und gelesen haben.

– Ich las es zuerst nicht ohne Ablehnung (mein Exemplar ist voll von bitter-zornigen Anmerkungen). Das Buch hat mich tief bewegt, es hat mich zum Verständnis unserer Geschichte, unserer Psychologie gebracht bis in die verborgenen Ecken unserer Frankophilie. Dann habe ich Schickele entdeckt und seine Idee des „geistigen Elsässertums“.

– *Sie wollten zuerst Ihre Doktorarbeit über René Schickele schreiben. Ihr prestigevoller Doktorvater Albert Fuchs hat Sie davon abgebracht, so haben Sie sich Georg Trakl zugewandt, dem „österreichischen Rimbaud“, einer der großen Figuren des Expressionismus und der Lyrik des 20. Jahrhunderts. Was hat Ihnen diese lange Forschungsarbeit gebracht?*

– Professor Albert Fuchs, den ich als meinen geistigen Vater betrachte, hatte mir vorsichtig abgeraten, eine Doktorarbeit über Schickele zu unternehmen: „Pensez à votre carrière universitaire“ / „Denken Sie an Ihre Universitätskarriere“! Schickele war damals noch tabu. Ich habe

mich jahrelang mit Trakl befasst und bereue es nicht. Das „Internationale Trakl-Forum“ in Salzburg (eine Forschungsstelle über das Werk Trakls und die moderne Dichtung) wurde für mich ein Ort fruchtbarer Tätigkeit (ich war Vorsitzender von 1987 bis 1995).

– „Du musst Dein Leben ändern“. Dieser Appell des Dichters Rainer Maria Rilke hat Sie betroffen. Wie haben Sie versucht, ihn zu verwirklichen? Welchen Unterschied sehen Sie da mit dem Programm eines Rimbaud: „changer la vie“?

– Die Lektüre Rilkes – und mehr noch Hölderlins – war und bleibt für mich ein grundlegendes Erlebnis. Sie haben recht, auch Rimbaud zu zitieren. Was bei Rilke entscheidend ist, das ist die persönliche Aufforderung an den Einzelnen, die uns unmittelbar vor unsere eigene Verantwortung stellt. Worum geht es? Immer wieder um das *innere Engagement* in der menschlichen Gesellschaft. Wenn ich mich *verantwortlich* fühle als Intellektueller und Schriftsteller für unsere sprachliche und kulturelle Situation (deshalb rede und schreibe ich), so hat jener Appell des Dichters bestimmt dazu beigetragen.

– Nach Ihrer Habilitation im Jahr 1973 haben Sie sich bedeutsamerweise gleich der elsässischen Literatur gewidmet, und zwar zu einer Zeit, als diese an der Universität noch so gut wie unbekannt war, ja willentlich verdrängt wurde. Ihr erster Artikel zur elsässischen Gegenwartsliteratur erschien 1976. Welches war da ihr Weg als Bahnbrecher?

– Wenn mir 1960 Professor Albert Fuchs nicht zu unrecht Schickele abgeraten hatte, so konnte Maryse Staiber 1988 unter meiner Leitung an unserer Universität die erste Thèse de Doctorat über Schickele schreiben, und sie hat sich dann ebenfalls über Schickele habilitiert. Heute führt sie diese Forschungs- und Lehrtätigkeit weiter. Das zeigt und beweist, wie sich die Situation entwickelt hat. Ich habe Schickele und die elsässische Gegenwartsliteratur (Mundart und Hochdeutsch), Claude Vigée, André Weckmann aufs Programm setzen, einen Unterricht in „regionaler Sprache und Literatur“ durchführen können, das stieß bei manchen Studenten auf großes Interesse, der Kontext war günstig geworden. Es kam zu Seminaren und Kolloquien, ich habe mehrere Studien veröffentlicht, einige Anthologien, so besonders in

der Reihe „Auslandsdeutsche Literatur der Gegenwart“ (Olms Verlag, Hildesheim), die den deutschsprachigen Minderheiten gewidmet ist. Weitere Veröffentlichungen in dieser Richtung: das Buch über Schickele (1983, 1999), das Lehrbuch zur elsässischen Literatur des 20. Jahrhunderts . . . Seit ein paar Jahren leite ich die 1983 von Professor Wackenheim gegründete „Elsässische Literaturzeitschrift“ / *Revue alsacienne de littérature*. Sie veröffentlicht Texte in „Triphonie“, Französisch, Mundart und Hochdeutsch; sie versucht grenzüberschreitend zu wirken in Verbindung mit Autoren und Lesern aus der deutschen Nachbarschaft. Wir wollen damit eine *offene Identität* fördern, die kulturellen Beziehungen intensivieren, die Grenzen überwinden, an erster Stelle in unserem alemannischen, oberrheinischen Kulturraum: das kann und soll heute ein gemeinsames Ziel sein.

– Unter Ihren Zeitgenossen haben Raymond Matzen, Ihr Kollege an der Universität, Dichter wie André Weckmann und Conrad Winter, auch Claude Vigée, sowie Mitstreiter wie Eugène Philipps und Armand Peter sich für das Elsässische eingesetzt, was mit Ihrer Kulturarbeit vergleichbar ist. Inwiefern fühlen Sie sich mit ihnen verbunden? Wer steht Ihnen da am nächsten?

– Als Leiter des Instituts für Dialektologie unserer Universität begeisterte mein Kollege Raymond Matzen die Studenten für die Mundart. Zusammen mit meinen Dichterfreunden André Weckmann und Conrad Winter haben wir in jenen heroischen Jahren eine Renaissance der Dialektpoesie hervorrufen können von grenzüberschreitender Bedeutung, jedenfalls im damals neu erlebten alemannischen Sprachraum, und wir haben zugleich unsere hochdeutsche Literatur zu erneuern versucht. Ohne diese Freunde hätte ich mich nicht in das Abenteuer gewagt. Eugène Philipps begleitete uns mit militanter und kritischer Leidenschaft. Gegen Ende der siebziger Jahre kam dazu die große Freundschaft mit Claude Vigée: als anerkannter französischer Dichter war er dem Elsass, seiner Mundart treu geblieben bis ins amerikanische Exil, das er durch den Krieg und die Flucht vor den Judenverfolgungen erleben musste. Was für ein Beispiel! In den achtziger Jahren schrieb er dann – in Jerusalem! – seine bedeutsamen Dialektwerke *Schwärzi Sengessle* und *Wänderôwefir*, Höhepunkte der alemanni-

schen Mundartdichtung seit Hebel. Claude Vigée hat mich wohl am stärksten in meinem eigenen Schaffen geprägt durch die Ermutigung zum Schreiben trotz aller Hindernisse und tödlichen Gefahren der Geschichte. Ich bleibe mit ihm zutiefst verbunden. Auch Gaston Jung, Sylvie Reff, Jean-Paul Sorg wären zu erwähnen, der weltberühmte Tomi Ungerer setzt sich für das Elsässische ein, und Sie nennen zu Recht den bescheidenen Armand Peter als Verleger und vielfachen Anreger. So entstand die neue elsässische Dichtung, die vielleicht unsere Sprache retten wird, wenn auch nur als Dichtung auf sprachlichem Trümmerfeld.

– *Zu Ihren Vorbildern gehörten auch schon früh zwei Dichter aus dem Sundgau, Georges Zink, Professor an der Pariser Sorbonne, und der Bauerdichter Charles Zumstein. Sie fügen gern den weltberühmten Dirigenten Charles Münch hinzu, und nicht zuletzt Albert Schweitzer, der 1954 den Friedensnobelpreis erhielt. Wie erklären Sie diese Konstellation von Leitfiguren?*

– Georges Zink, wie ich aus Hagenbach, wo er eine Generation früher geboren wurde, konnte schon in meiner Jugend ein Vorbild sein: Professeur à la Sorbonne und elsässischer Mundartdichter! Zumstein ist mit einer Kindheits-erinnerung verbunden: mein Vater hatte ihn kommen lassen als Wünschelrutengänger und sagte damals zu mir: „Päss uf, Kind, 's isch a Dichter!“ Das alles konnte bestimmt unerschwellig wach bleiben und später nach Überwindung all der elsässischen Hemmungen zur Wirkung kommen. Ich berufe mich auf diese Vatergestalten, wie auch auf Nathan Katz, obwohl mein eigenes Literaturschaffen sich in anderer Richtung bewegt, nämlich im Sinne einer neuen, kritischen, engagierten Literatur. Zur Bewusstwerdung bedarf es solcher Leitfigu-

ren. Wie kein anderer Denker hat Albert Schweitzer auf mich eingewirkt durch seine Ethik. Gern wäre ich nach Lambarene gegangen, hätte ich die Fähigkeiten dazu gehabt! Und was Charles Münch anbelangt: eigentlich hätte ich wie er leidenschaftlich Musiker, Dirigent sein wollen, und da mir auch dazu die Fähigkeiten fehlten, bleibt mir eben nur die „Mülmusik“ in unserer Sprache.

– *Sie zitieren zu Beginn Ihrer „Mülmusik“, Ihres ersten Mundartbands, Hölderlin: „Aber das Eigene muss so gut gelernt sein wie das Fremde (. . .), weil der freie Gebrauch des Eigenen das Schwerste ist“ . . . Der freie Gebrauch der „eigenen“ Sprache konnte sich erst seit den siebziger Jahren durchsetzen im Kontext der neuen Identitätsbewegung. Welches waren die Bedingungen zu dieser Entwicklung, ja dieser kulturellen Revolution?*

– Zur elsässischen Bewusstwerdung, jedenfalls zu ihrem freien Ausdruck war damals und bleibt heute der *politische Kontext* die notwendige Bedingung, d. h. die *deutsch-französische Aussöhnung und Symbiose, die Überwindung der politischen Grenze in europäischer Perspektive*. Es muss immer wieder darauf hingewiesen werden, dass unsere regionale Selbstbehauptung als „offene Identität“ nur in diesem europäischen Kontext möglich und sinnvoll ist. Schickele hat es uns schon gelehrt: Die Lösung des „elsässischen Problems“ ist europäisch, und zugleich kann dies ein wesentlicher Beitrag sein zum friedlichen Zusammenleben am europäischen Rhein.

(Das Gespräch führte Jean Hurstel)

Der Text ist entnommen aus der französischen Nationalausgabe 2002 von „Heimetsproch un Tradition“. Prof. Adrien Finck war bereit, den Text ins Deutsche für die Badische Heimat zu übersetzen.